

und weiteren Umgebung, waren also keineswegs dem Blute nach Brüder, sondern nur der in ihnen wohnenden Seele nach.

Zu den Hauptsehenswürdigkeiten des Klosters gehört ein Huo fo ye, der einst fern von seinem Kloster verstorben ist. Sein Leichnam wurde getrocknet und dann vergoldet und sitzt jetzt ganz im Hintergrunde eines dunklen Saales, in seine alten Priestergewänder gehüllt und mit seiner gelben, schmalen und spitzen Abtsmitra auf dem Kopf. Nur in gebückter Haltung nähern sich die Andächtigen dieser Reliquie. Um sie genauer in Augenschein nehmen zu können, kroch ich so nahe an sie heran, als es mir die wachhabenden Mönche gestatteten. Aber weder ich noch meine skeptischen chinesischen Begleiter konnten mit Bestimmtheit sagen, ob die Figur wirklich eine Mumie und nicht doch aus Bronze oder Ton hergestellt war.

Zur Zeit meines Besuches standen außerhalb der Klosterumfassung nur wenige Laienhütten und Zelte. Wenn aber ein Fest gefeiert wird, wenn die Nomaden zum Ko tou kommen, dann dehnt sich auch hier weit talauf und talab eine riesenhafte Zeltstadt aus. Eines der Hauptfeste wird im Sommer, im VII. tibetischen Kalendermond gefeiert. An jenem Tage legen die Mönche, wie in allen Gelug ba-Klöstern, ein Riesenbuddhabild, ein Tangga, in die Sonne, das 50 m im Geviert mißt und auf Seide gestickt ist. Man zeigte mir den Platz, wo es ausgelegt wird. Auf der rechten, nach Westen gerichteten Talseite, den Tempeln gegenüber, zog sich, der Größe des Bildes entsprechend, ein Pflaster aus mächtigen Steinplatten den steilen Hang hinauf. Während der Auslegung wird ein Tschan, ein sogen. Mysterienspiel wie Tafel LXIII, getanzt.

Bei starkem Schneetreiben verließ ich wieder das Kloster und folgte abwärts dem Fließchen La tschü, das an Lab gomba vorüberauscht. Von der Einmündung des Tschendu-Pfades an ging es immer westlich. Es war ein Längstal im Gebirge und eng mündeten die Seitenschluchten, die die steil fallenden Sandsteinschichten durchsägen mußten, um sich mit dem La-Tal vereinigen zu können. Drückend wie Gefängnismauern standen links und rechts die schneegekrönten Talwände. Die Besiedlung des La tschü-Tales ist spärlich, höchst selten ist ein Mensch zu sehen. Nie liegt ein Dorf an der Straße, an dem breit ausgetretenen Naturwege, der rücksichtslos auf sein nächstes Ziel lossteuert. Dann und wann nur entdeckte ich eine Ansammlung von einigen dicht zusammengedrängten Lehmhäusern mit flachen Dächern, die oben an der Einmündung einer Schlucht lag. Von schroffen Felsen schauten wie Burgen alte Hausruinen auf uns herab und Felder voll von Steintrümmern machten den Talboden aus. Was mir am meisten am La tschü-Tal auffiel, war der Löß, den ich hier fand. Freilich sind es keine Massen, wie man sie in China zu sehen gewohnt ist. Nur am Fuße der nach Süden gerichteten Hänge liegt er in größerer Mächtigkeit — bis zu 6 m — aufgehäuft. Dort dient er sogleich der Ackerwirtschaft. Auch hier haben die Bauern auf dem Löß ihre besten Felder.

Am Nachmittag traf ich im Ort Lamda (Lambda, Lamdo) ein, wo der La tschü in den großen Dre tschü einmündet, und zum zweiten Male starrte ich auf den tibetischen Yang tse kiang, auf den Tung tien ho der Hsi ning-Leute, den Dre tschü der Tibeter. Smaragdgrüne Fluten und darauf wie Diamanten schimmernde Eisblöcke glitten mild rauschend und gurgelnd an mir vorüber. Wieder hatte mich dieser Strom in seinem Bann, wieder war mir, als zögen und schoben mich diese Wassermassen; ein Sirenenchor sang mir ein „Eile, eile